Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch

Band: - (2001)

Artikel: Kunterbunte Medizinlandschaft : von toggenburgischen Badern, Chirurgen, Quacksalbern und andern Originalen

Autor: Hofer, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882855

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kunterbunte Medizinlandschaft

Von toggenburgischen Badern, Chirurgen, Quacksalbern und andern Originalen

Wo immer sich menschliches Leid ausbreitet, sind auch jene traurigen Gestalten nicht fern, die aus der Not der Mitmenschen Profit schlagen wollen. So traten zu allen Zeiten «Salbschreier», «Zahnbrecher», «Heilkrämer» und dergleichen Leute auf, die dem Geldbeutel Unwissender nicht wenig zuzusetzen wussten. Zur Ausübung des Arztberufes wurden von den Fürstäbten und später von den weltlichen Regierungen Lehrbriefe und Atteste verlangt. Anerkannt waren die eigentlichen Leib- und Wundärzte. Quacksalbern wurde mit unterschiedlichem Erfolg schon im 17. Jahrhundert nachgestellt: «... dass sie dem gemeinen Mann einen lautern blauen Dunst für (vor) die Augen streichen, liegen und betriegen, dadurch ehrlich Leuth in grosse Kosten, auch sogar um Lib und Lehen bringen.» Solche Salbschreier und dergleichen bekamen die Weisung, innert zehn Tagen das Toggenburg zu verlassen und nie wieder dahin zurückzukehren «bei Strafe der Konfiskation ihrer Waaren» (um 1660). Fest installiert waren hingegen in den Dörfern seit dem Mittelalter und bis ins späte 19. Jahrhundert die Bader und Chirurgen. Es war diesen Leuten – sie waren meist auch Bartscherer (Coiffeure) – erlaubt, gewisse medizinische Funktionen auszuüben wie Aderlass, Schröpfen, Zahnziehen und kleinere Wundbehandlungen. Schon 1693 wurde von einer besonderen Kommission mit sämtlichen Barbieren und Chirurgen ein staatliches Examen veranstaltet.

Werner Hofer

Salben, Süssholz und Pastillen

Eine Zwischenstellung nahmen auch in unserer Gegend die Apotheker ein, die aber meist nur in grösseren Ortschaften eine Existenz aufbauen konnten. Vor der Eröffnung von Apotheken und in abgelegenen Gegenden wurden allerlei Arzneien, Kräuter und Heilmittel von Badern, Hausierern, Marktfahrern und bis in die jüngste Vergangenheit hinein von mehr oder weniger seriösen Versandgeschäften vertrieben. Werfen wir einen Blick in eine Dorfapotheke um 1900: Im Jahre 1884 eröffnete Leo Siegfried, der Grossvater des vor einigen Jahren verstorbenen Karl Helb-

ling, in Ebnat-Kappel eine Apotheke. Er soll ein stattlicher, gepflegter Herr mit Anzug, steifem Kragen und Manschetten gewesen sein. Erwachsenen kredenzte er üblicherweise ein Schnäpschen, und die Kinder wussten, dass es beim Apotheker ein Stücklein Bärendreck gab. Die beiden allseits beliebten Dorfapotheker erlebten noch die Zeiten, da sie Salben, Pasten, Pastillen, Pillen und Hustensirup selber herstellen mussten. Sie mischten Rezepturen, verkauften daneben aber auch Süssholz und Wunderbalsam. Nun ist die Zeit des Mörsers, des Pistills und des Pillenbretts weitgehend vorbei.

Sprechstunden am Kalbermarkt

Weit hinten in der Wattwiler Laad war er aufgewachsen, der «Tokter» Georg Brägger. 1878 kaufte er sich im Steintal eine kleine Liegenschaft, heiratete und versuchte am Webstuhl sein karges Bauerneinkommen etwas aufzubessern. Bei Heilversuchen mit Hausmitteln an seinen Tieren hatte er meistens Erfolg, und bald brach in ihm ein unbändiges Interesse an medizinischen Dingen auf. Brägger gelang es, sich Bücher über Schulmedizin und Anatomie zu beschaffen. Zusammen mit seiner Frau Sara studierte er in den langen Winternächten die Fachliteratur, sein Eifer grenzte an Besessenheit. Brägger zeigte bei seinen autodidaktischen Studien eine ausgeprägte Befähigung, die Zusammenhänge im menschlichen Organismus zu erkennen und sie mit dem erworbenen Wissen über Heilmethoden in Verbindung zu bringen. Als er fand, seine Vorbereitungen seien nun umfassend genug, erprobte er die Methoden zuerst an kranken Geissen, Schweinen und Kühen, bevor er sich an Nachbarn und Verwandte wagte. Schnell verbreitete sich sein Ruf und drang bald weit übers Tal hinaus. Wer einen allzu weiten Weg gehabt hätte, schickte einen Brief ins Steintal, worin er seine Gebresten schilderte. Postwendend kam dann per Express der nötige Rat, der richtige Tee oder sonst ein probates «Mitteli». Von nun an war «Tokter Brägger» auch an jedem Markttag im Städtli Lichtensteig anzutreffen, wo er jeweils in der Wirtschaft «Zum Schwert» seine Sprechstunden abhielt. Die vielen Beziehungen, die Brägger an diesen Montagen knüpfen konnte, liessen seine Toggenburger Kundschaft rasch anwachsen.

Aber wie sahen seine Therapien und Heilmethoden denn überhaupt aus? In der Wahl und in der Dosierung der homöopathischen Mittel war er sehr geschickt. Dazu soll er eine Fähigkeit besessen haben, die heutzutage manchem Mediziner abgeht: Brägger hatte die Gabe zuzuhören, und daher gelang es ihm, sich

von der Krankheit des Patienten ein Bild zu machen. Man kann den «Tokter» aus dem Steintal also nicht als Kurpfuscher oder Quacksalber bezeichnen. Er hatte ja viele Fachbücher gelesen und konnte sich bei seiner Arbeit auf ein angeborenes Diagnostiziertalent verlassen. Was Brägger besonders zugute kam: Er kannte seine Grenzen und wusste, was für einen Bauern ohne medizinisches Diplom auf dem Spiele stand. So konnte es passieren, dass er einen Patienten mit folgenden Worten wegschickte: «Guete Maa, dä Fall isch nüt för mii, gönd is Chrankehus abe und lönd eu döt behandle.» Das medizinische Original aus dem Wattwiler Steintal hatte also ein echtes Talent zum «Arzten». Und es war nicht verwunderlich, dass der Volksmund ihm spontan die Ehrenauszeichnung eines Doktor honoris causa verlieh, indem er bald einmal für jedermann der «Tokter Brägger» war.

Ob Brägger wegen unbefugten Praktizierens einmal gebüsst wurde, steht nicht fest. Wenn sie nicht wahr ist, so ist die folgende Geschichte doch gut erfunden: In der Grippezeit 1917/18 soll ein Mediziner, schwer erkrankt, in seiner Not Brägger habe rufen lassen. Dieser habe aber mit der Behandlung des aussergewöhnlichen Patienten erst begonnen, nachdem er sich habe versichern lassen, dass ihm seine kurz vorher verhängte Busse erlassen werde.

Von Blutegeln und Zigarren

Carl Schlumpf, Chirurg im Hof, nannte sich der Urgrossvater von Norbert Schlumpf, der heute in der vierten Generation das Coiffeurgeschäft beim «Ochsen» in Ebnat-Kappel führt. Wann genau der weit über die Gemeindegrenzen hinaus bekannte Dorfbarbier sein vielseitiges Geschäft eröffnet hat, weiss man nicht mehr genau. Doch stammen die ersten Eintragungen in seinem «Rechnungsbuch für Chirurg Carl Schlumpf» schon aus dem Jahre 1864. – Links beim schönen Haus an der Hauptstrasse befand sich eine florierende Spezerei-Handlung, und rechts trat man in die grosse Barbierstube ein, wo neben allerlei «schmöckigen Wässerli» auch Zigarren feinster Herkunft verkauft wurden. Abends fabrizierte der geschäftstüchtige Chirurg und Bader zudem noch Nidelzeltli.

Einen schwungvollen Handel betrieb Schlumpf mit seinen lebenden Blutegeln, die er, je nach Kaufkraft des Publikums, zu ganz verschiedenen Preisen verkaufte (Durchschnittspreis: 30 Rappen das Stück). Selber erstand er die anhänglichen Tierchen – immer laut überliefertem Rechnungsbuch – für sieben Rappen das Stück. Gegen Aufpreis setzte Schlumpf die «Würmer» in der

Barbierstube gleich selber an. Hier wurde auch zu Ader gelassen und geschröpft. Grössere chirurgische Eingriffe und besonders Zahnextraktionen fanden in der hinteren Stube, dem sogenannten Baderaum, statt. Hier bot der weitherum bekannte Barbier und Bader auch Kräuter- und Heilbäder auf Bestellung an. Manchmal musste er jedoch seinen Barbiergehilfen allein lassen. Dann nämlich, wenn er als amtlicher Leichenbeschauer – man stelle sich das vor – den Tod eines Mitbürgers feststellen musste. – Zu bewundern gibt es aus dem Nachlass des bekannten Dorfchirurgen Schlumpf in seinem Haus noch ein riesiges, prächtig verziertes Diplom unter Glas, ein Bild des Barbierhauses von Babeli Giezendanner und zwei handliche Zahnzangen. . .

Der fahrende Doktor – eine Kalendergeschichte

Der «Loreto-Doktor» Johannes Baumgartner. Illustration aus dem «Neuen St. Galler Kalender», 1855.

Eigentlich hiess er Johannes Baumgartner. Doch wurde er nur der Loreto-Doktor genannt. Ganz zufällig bin ich im «Neuen St. Galler Kalender» des Jahres 1855 auf diese skurrile Gestalt gestossen. Und da dieses Original schon vor fast 150 Jahren noch zu Lebzeiten in den Genuss einer biografischen Darstellung kam, möchte ich einige Abschnitte im Wortlaut daraus folgen lassen: «Im Toggenburg bald da und bald dort, vorzüglich in der Gegend um Lichtensteig findet man oft auf der Strasse, oft in der Kneipe ein alterndes Männlein in schrecklich abgetragenen Kleidern, dort langsamen Schrittes daherkeuchend, hier gmütlich bei einem ‹Stifeli› oder ‹Budeli› sitzend. 62 Jahr bis dato sind des Männleins irdische Pilgerfahrt. Wer es in dem Zustande, wie es heutigen Tages noch lebt, zu Gesichte kriegt, erwehrt sich kaum eines gewissen Mitleids: Denn es sieht so gelassen aus und erträgt mit philosophischer Ruhe sein Geschick. – Eine Art von Achtung begegnet ihm noch überall, und diese Achtung gilt seiner Jugendgeschichte, seinem leider im Spiritus ertränkten Talent und seiner einstigen Wirksamkeit.

Als armer Knabe ohne Schulunterricht im Thale von Krinau aufgewachsen, sollte ‹Hännesli› gleich jedem andern mit seinen Händen etwas schaffen zu seines Lebens täglichem Unterhalt. Das wollte ihm aber nicht in den Kopf. Es schlummerte in ihm eine eigenthümliche Strebsamkeit, erwachte in ihm das Gefühl seiner seltenen Lern- und Wissbegierde. Der Pfarrer des Orts nahm sich des Knaben an, gab ihm ein paar Stunden Unterricht, und fest gefasst ward bei diesem der Entschluss, zu studiren und etwas zu werden in der Welt. Sein Vater wollte gar nichts für ihn thun. Der gute Pfarrer zu Krinau aber – so wird erzählt – gab ihm 15 Kreuzer in den Sack und damit wanderte Johannes in die wei-

te Welt. Er besuchte in mehreren Städten Deutschlands u. a. in Würzburg die Universitäten.

Es half dem Vater im Toggenburg nichts, den Sohn Johannes als ‹verlaufen› zurückzufordern. Dieser blieb halt aus, bis er als Doktor zurückkehren konnte, d. h. im Kanton St. Gallen ein Staatsexamen zu bestehen und als Arzt (und zwar als Menschenarzt) sein Patent zu erhalten im Stande war. – Er praktizierte mit vieler Geschicklichkeit und vielem Glück. Seine Kuren, sowie einzelne Beispiele von schnellem Ertreffen des Wahren und Rechten in gefährlichen und langwierigen Krankheitsfällen erwarben ihm einen Ruf über die Grenzen des Toggenburgs hinaus. Weit und breit sprach man vom Loreto-Doktor als von einem, der Wunder zu verrichten im Stande sei. Er wohnte im Loreto (bei Lichtensteig) und soll dort einige Häuser gebaut haben. Der Zulauf von Patienten war hier eine Zeit lang sehr bedeutend. Daneben beschäftigte er sich viel und gar emsig mit dem Projekt eines Wagens, der von selber gehen sollte, auf dem er ohne Bespannung s'Land auf s'Land ab fahren wollte. Eine Frau hat er gehabt, aber sie ist gestorben. Zwei noch unerwachsene Kinder von ihm sind in seiner Heimatgemeinde untergebracht.

Mag er, als er noch jünger war, passabel ordnungsgemäss gelebt haben, später wich er allmählig von aller gewöhnlichen Lebensart ab. Das Vertrauen zu ihm verschwand und sein ärztlicher Ruf ging im Schnapsglas unter. Mit seiner Apotheke in der Rocktasche, mit einem stumpfen Schermesser als chirurgischem Apparat spaziert er durch's Land, trinkt Fusel, schläft auf Stuhl und Bank, gerade wie's kommt. Er führt überhaupt eine gar nicht empfehlenswerthe Lebensart, wobei er Spiegel, Kamm und Bürste, Nadel und Seife des Gänzlichen entbehrt. Jedoch ist nicht bekannt, dass er – selbst in beduseltem Zustande – irgend etwas Schädliches verordnet oder jemals eine gefehlte Operation ausgeführt hätte. Immer noch indessen ist der Mann ein Jünger Aesculaps, ein Mitglied des St. Gallischen Medizinerstandes und lässt ab und zu in seiner Schreibart etwas von sich hören:

Lorretto den 14. Februar 1854. Der Arzt J. Baumgartner, genannt Lorretten Dokter von nun an alle Montag seine Niederlag für Medicinische Praxis für jedes Fach als Alter erfarner geübter Arzte, guter Rathgeber, versehen mit Medicinen aler Art pünktlich und Bestimmt Montag den ganzen und Dinstag den Halben Vormitag seinen Wohnsitz haben wird, von nun an bei Johhann Babtist Grob am Viehmarkt in Lichtensteig.

Joh. Baumgartner Arzt

Wie es fahrende Schüler gibt, so ist unser Hr. Baumgartner ein fahrender Doktor, der kaum mehr eine bleibende Stätte findet, bis das Grab sie ihm verleiht.»

Fast ein Hexenprozess

Der folgende Bericht über die Verhandlungen gegen den Zauberdoktor Brunner vor dem St. Galler Kantonsgericht aus dem Jahre 1893 erinnert fast an frühere Hexenprozesse. J. Brunner war von Beruf eigentlich Sticker, überliess aber die Arbeit seiner Frau, führte selbst ein lustiges Leben und scheute die Arbeit. In der Gegend von Nesslau und Ebnat-Kappel galt er als Zauberer und Arzt für solche Fälle, wo sich Wissenschaft und Kunst als wirkungslos erwiesen hatten. Diese Art von Gewerbe musste früher oder später zu Konflikten mit dem Gesetz führen, zumal Brunner für seine «Behandlungen» und Beschwörungen horrende Honorare – bis zu Tausenden von Franken – einkassierte. Seine Arbeit bestand darin, dass er den Kranken Hexenbeschwörungszettel unter das Kopfkissen legte und Heilung versprach, indem er seinen Zauberspiegel zu Rate zog. Er liess durchblicken, dass er eher mit dem Teufel im Bunde stehe, als dass er ein gottbegnadeter Wundertäter sei. Das verhinderte jedoch nicht, dass ihm verzweifelte Kranke bis zu 7000 Franken auf die bare Hand zahlten. Nun: Die Klagen häuften sich, und der Schwindler musste sich vor Gericht verantworten. Die Untersuchung ergab, «dass Brunner ein charakterloser, heuchlerischer, verdrehter und lügenhafter Schwindler sei und mit der Leichtgläubigkeit anderer Leute sein Dasein friste». Das Gericht stellte folgende Klagepunkte auf: «Unbefugtes Arztnen, fortgesetzter Betrug im Betrag zwischen 1000 und 5500 Franken.» Das Kantonsgericht verurteilte Brunner «trotz seines frechen Ableugnens aller rechtsgenüglich bewiesenen Schandtaten wegen unbefugter Ausübung der Heilkunde, wegen fortgesetzten Betruges und endlich wegen Konkursbetruges kriminaliter zu einer Zuchthausstrafe von eineinhalb Jahren unter Belastung mit den Prozedur- und Gerichtskosten» (nach dem Gerichtsbericht aus den «Toggenburger Nachrichten» vom 22. 7. 1893).

Der Wunderheiler von St. Peterzell

Stellen Sie sich vor, lieber Leser, liebe Leserin: Wir schreiben das Jahr 1915 und sind eben auf dem kleinen Bahnhof Brunnadern aus dem Zug gestiegen. Mit uns eilen drei Dutzend Personen zum bereitstehenden Autobus. Einige hinken, andere husten. Alle wollen zum Arzt, genauer, zum weitherum bekannten

Hochbetrieb auf dem Dorfplatz von St. Peterzell um 1915. Links vor dem «Schäfli» stehen Kutschen, Patienten und Gäste, rechts vor dem Praxishaus wartet ein Omnibus, und im Vordergrund steht der «Doktor» Johann Jakob Hugentobler (mit Hund).

Heiler Johann Jakob Hugentobler nach St. Peterzell. Der Bus fährt direkt vor das Haus des «Doktors». Im Wartezimmer sitzen schon 30 Patienten mit einer Nummernkarte in der Hand. Im «Schäfli» warten weitere Kranke. Wer eine dreistellige Nummer hat, übernachtet besser in einem der Gasthöfe, die andauernd Hochbetrieb haben.

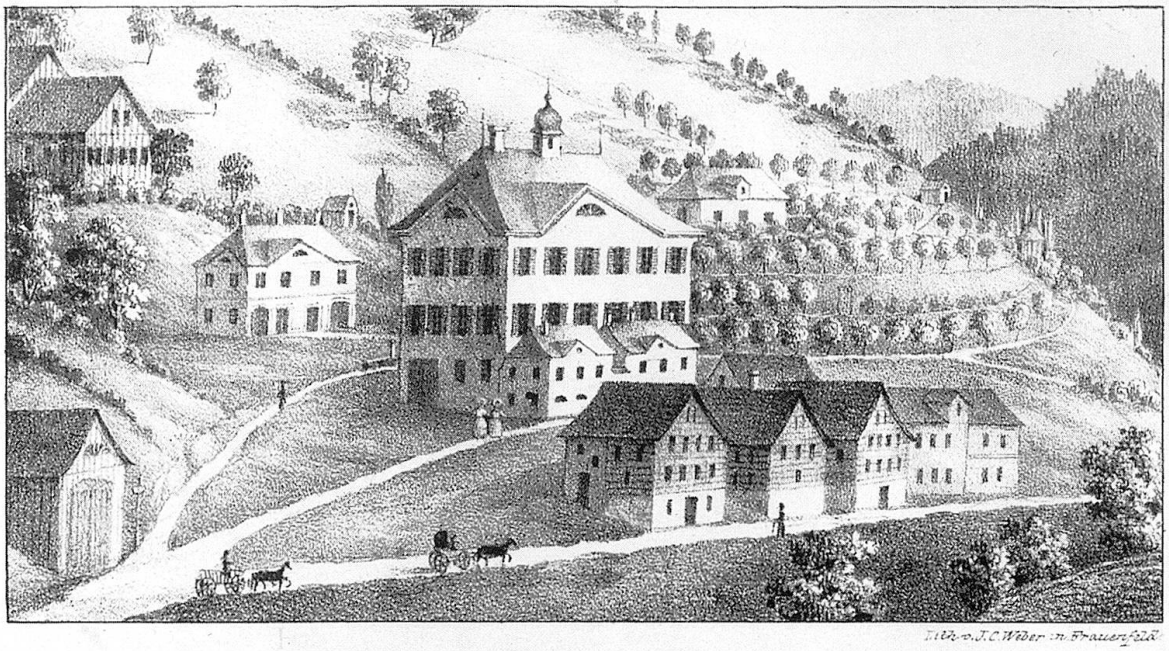
So oder ähnlich ging es bei Hugentobler zwischen 1909 und 1920 jeden Tag zu und her. Zunächst hatte er ein ganz normales Leben geführt, bis man ihn – sechs Wochen nach seiner Verheiratung – schwer verwundet aus dem Militärdienst brachte. Jahrelang litt er an seinen Verletzungen. Mit 50 Jahren entdeckte er plötzlich seine Gabe zum Heilen, als er selbst wegen einer Blutvergiftung am Finger einen Wunderdoktor in Henau hatte aufsuchen müssen. Dieser heilte ihn nicht nur, sondern spürte auch, dass in seinem Patienten ebensolche Kräfte schlummerten. So begann Hugentobler selbst andern Menschen zu helfen, zunächst in der Nähe von Dicken, ab 1909 sodann mitten im Dorf St. Peterzell. Hier widmete er sich seiner neuen Berufung bis zu seinem Tod.

Der gottesfürchtige Mann, 1851 im Neckertal geboren und nur mit einer mangelhaften Schulbildung ausgestattet, verband seine Heilgabe mit einem tiefem Glauben und schöpfte daraus die nötigen Kräfte für seine immer härter werdende Arbeit. Oder

war es etwa nicht harte Arbeit, wenn tagtäglich über hundert Patienten zu ihm wollten? «Durch Jakob Hugentobler erlebte das Dorf einen gewaltigen Aufschwung», lesen wir in der Broschüre zur 800-Jahr-Feier des Dorfes aus dem Jahre 1978. Etwas weniger Freude hatten freilich die patentierten Mediziner, welche ihrem unberufenen Konkurrenten das Leben mit Klagen und Prozessen schwer machen wollten. Doch die ärgsten Feinde mussten schliesslich die Waffen strecken vor der erwiesenen Tatsache von Hugentoblers Erfolgen. Immer wieder standen seine unzähligen Geheilten für ihren Helfer ein. Und wenn er trotz aller Gebete nicht jedem Kranken helfen konnte, lag das für Hugentobler im unerforschlichen Ratschluss Gottes. Übrigens verlangte er keine Honorare, sondern lebte von all den Geschenken und Zuwendungen, die er erhielt. Keine Arbeit war ihm zuviel, kein Opfer zu gross, er verzichtete auf Bequemlichkeit und nicht selten auf die eigene Nachtruhe zugunsten der Hilfesuchenden. Auch Aussenstehende sahen in ihm, der so viele Menschen seelisch aufgerichtet und von ihrem körperlichen Leiden befreit hatte, einen wahren Gottesmann, auch wenn er, als er selber auf dem Sterbebett lag, sich nicht mehr helfen konnte. Schliesslich hat die Gemeinde ihren Wohltäter mit einer Gedenktafel geehrt.

Kurioses um die «Heilanstalt zum Rosengarten» im Bunt

Vermutlich wurde die «Heilanstalt zum Rosengarten» im Jahr 1804 durch Johann Heinrich Oberteuffer, Glied einer alten appenzellischen Chirurgen- und Ärztefamilie, gegründet. Sein Wissen holte er sich am neu errichteten medizinisch-chirurgischen Institut in Zürich und in Jena. Dank seiner Geschicklichkeit brachte er es – vorerst im «Hirschen» – zu einer einträglichen Allgemeinpraxis. Schon bald begann er eine Privatklinik einzurichten zur besseren Beobachtung der Patienten. Er wollte auch die Wirkung seiner Heilmittel in seiner Heilanstalt prüfen. Heute betrachten wir eine seiner Methoden zur Behandlung der Schwindsucht als eher kurios: Er liess gewisse Patienten in Kuhställen übernachten, was für sie, wie man sich denken kann, mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden sein musste. Aber er hatte Erfolg, und so liess er in seiner Heilanstalt einige Kuhstallzimmer einrichten. Die Räume, welche direkt über dem Kuhstall lagen, hatten einen durchlässigen Boden. Die aufsteigenden Ausdünstungen, die Atemluft des Viehs sowie die aus den Kuhfladen ausströmenden balsamischen Stoffe sollen zur Heilung beigetragen haben. Diese Methode war übrigens auch in anderen Molkenkurorten verbreitet.



Die «Kur- und Heilanstalt Rosengarten» im Bunt bei Wattwil. Lithographie von J. C. Weber, 1843.

Später baute Oberteuffer seine Anstalt zu einem komfortablen Bad aus mit dreizehn hölzernen Badewannen. Vier Dampfkessel sorgten für die Aufbereitung des Badewassers und des Kräutersuds.

Zusammen mit den Molkenkuren bot das Etablissement eine reiche Auswahl von Therapien. Die ganze Anlage bestand aus vielen einzelnen Gebäuden, die teilweise durch Galerien miteinander verbunden waren. Auch eine Kegelbahn gehörte dazu. Das Anwesen war umgeben von ausgedehnten Gärten und bequemen Promenaden. – Doch Dr. Oberteuffer hatte sich überbaut, und seine weitherum bekannte Heilanstalt machte im Jahre 1831 Konkurs, worauf sie durch Dr. med. Johann Jakob Maag um 25 000 Franken ersteigert wurde. Der neue Besitzer führte den Betrieb mit etwas realistischeren Vorgaben weiter.

Nach seinem Tod im Jahre 1867 fiel der Betrieb an seinen Sohn. Zunächst schien sich die neue Bahnlinie (Wil–Ebnat) günstig auszuwirken, doch 1891 musste die Badanstalt geschlossen werden. Auch waren die Kuhstallkuren ausser Mode gekommen.

Nach Maags Tod 1903 – er war einer der Ersten, die sich im eben eröffneten St. Galler Krematorium einäschern liessen – führten seine Nachfolger den «Rosengarten» noch bis ins Jahr 1921 weiter. Dann hatte die Liegenschaft als Arzthaus endgültig ausgedient.

Haus zum «Acker» in Wildhaus, erbaut 1774 von Johann Jakob Forrer. Photographie um 1900.

Die Forrer – eine erstaunliche Wildhauser Ärztefamilie

Während im Toggenburg begabte Menschenheiler wie der «Tokter Brägger» meistens Einzelfälle waren, treffen wir in Wildhaus eine Familie an, aus der mindestens 10 hervorragende Ärzte mit unterschiedlicher Ausbildung hervorgingen: die Familie Forrer.

Der erste, der sich Chirurg nannte, war Elias Forrer (1707–1777), von seinen Zeitgenossen der «Lis unterm Berg» geheissen. Er war Schützenmeister, hatte also die Schützen der fürstäbtischen Mannschaft des obersten Toggenburg auszubilden. Er war geachtet, schreibkundig und sehr belesen, was damals keine Selbstverständlichkeit war. Er besass Kräuterbücher und Anleitungen zur Zubereitung von Arzneien. Er soll auch das geheimnisvolle siebente Buch Mosis gelesen haben. Wegen seiner geistigen Überlegenheit nahmen die Dorfbewohner einen gewissen Abstand von ihm. Seinerseits schätzte er es, mit einem geheimnisumwitterten Nimbus umgeben zu sein. Man sagte ihm hinter vorgehaltener Hand sogar übernatürliche Kräfte, ja sogar Beziehungen zur schwarzen Kunst und Hexenwerk nach. Hauptsache war den Obertoggenburgern aber, dass er ihnen helfen konnte, wenn sie mit ihren Gebresten zu ihm kamen. Er verstand

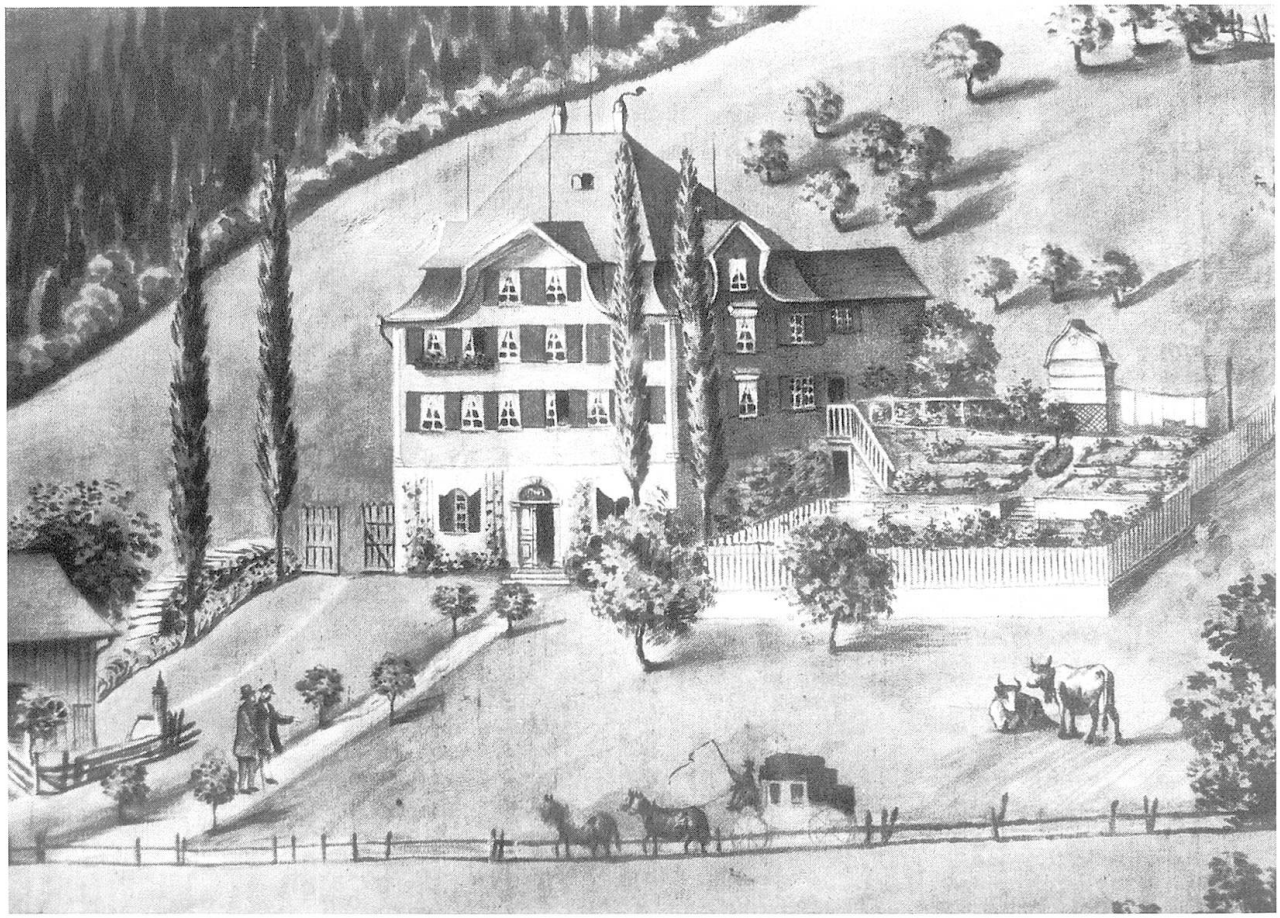
es, durch Untersuchen des Urins treffsichere Diagnosen zu stellen, und zwar bei Mensch und Tier. Er versorgte Wunden, zog Zähne, machte Aderlässe, schröpfte und behandelte Knochenbrüche und Verstauchungen.

Von seinen vier Söhnen heisst es – er besass daneben noch zwei Töchter –, drei seien «geborene» Ärzte gewesen, von denen Johann Jakob (1741–1811) der berühmteste wurde. Schon als Geiss- und Schafhirt hatte er seinem Vater Elias Heilkräuter, Wurzeln und Beeren für die Praxis heimgebracht. Von ihm hatte er manche medizinische Praktiken gelernt. Und in die alten Sprachen Latein und Griechisch – für sein späteres Studium unerlässlich – hatte ihn der Pfarrer von Alt St. Johann notdürftig eingeführt. Schliesslich durfte er in einer medizinischen Anstalt in Zürich eine kurze Schnellbleiche für Landärzte absolvieren. Nach seiner Heimkehr ins Toggenburg wurde er Säckelmeister, Schreiber der Kirchgemeinde und war während zwei Jahren Ammann in Wildhaus. Er bewohnte den von ihm 1774 neu erbauten «Acker» und führte auch den dazugehörigen Landwirtschaftsbetrieb. Forrer nannte sich «Medicinae Practicus», er machte seinen Wohnort weit über das Toggenburg hinaus bekannt.

Wie müssen wir uns die Art, wie ein Landarzt damals praktizierte, vorstellen? Die Arbeitsweise bewegte sich zwischen Quacksalberei, Naturheilung und Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse. Ein grosses Gewicht wurde auf die Harnschau gelegt. Die Patienten kamen von weit her: nicht nur aus dem Rheintal, dem Appenzellerland und aus Graubünden, sondern sogar aus Piemont, Böhmen und Ungarn. Von allen Seiten trugen regelmässig kursierende Boten ganze Bürden von «Brunzgütterlein» nach Wildhaus, um kurz darauf die entsprechenden Medizinen zu den Patienten zu bringen. Aber auch in Forrers Stuben droben im «Acker» trafen oft zahlreiche Patienten aus allen Gegenden zusammen. Neben all seiner Hingabe für die Kranken (er soll aus seiner Landwirtschaft manch Bedürftigen unterstützt und hie und da auch hergereiste Patienten beherbergt haben) interessierte sich Johann Jakob Forrer für Politik und Wissenschaft und soll auch die schönen Künste gefördert haben. Forrer besass auch eine gut eingerichtete Apotheke. Sie kann heute im Historischen Museum in St. Gallen bewundert werden.

Nach seinem Tod hinterliess er neben drei Töchtern drei Söhne, von denen wieder zwei den Arztberuf wählten. Elias (1768–1820) und Hans Ulrich (1784–1852) bekamen ihre Ausbildung in Würzburg. 1807 beziehungsweise 1808 kehrte einer nach

Dr. Forrers Apotheke (heute im Historischen Museum St. Gallen).



Auboden bei St. Peterzell. Rouleaumalerei aus der Biedermeierzeit (Historisches Museum St. Gallen).

dem andern zurück ins Toggenburg, wo ihr 67-jähriger Vater immer noch praktizierte. Zunächst halfen sie zu Hause aus – der Ältere hatte sich für äussere, der Jüngere für innere Leiden spezialisiert – , eröffneten jedoch bald eigene Praxen: Elias zog 1810 nach Andermatt, während Hans Ulrich, im Toggenburg bleibend, zusammen mit seiner jungen Frau im Neckertal den «Auboden» gründete. Hier wirkte Forrer in seinem schönen herrschaftlichen Haus als renommierter Arzt, betrieb auch ein Bauerngewerbe und nebenher – wohl eher der Geselligkeit als des Profites wegen – eine Pintenwirtschaft. Der rasch über das Neckertal hinaus bekannt gewordene «Aubodendoktor» wurde bald in diverse Ämter gewählt. Der Volksschule und ihren Lehrern war er stets sehr gewogen, und eine Zeitlang wurde die Schule in der Furt in seinem eigenen Haus geführt. 1852 starb Hans Ulrich Forrer. Seine Praxis konnte er seinem Sohn Johann Jakob übergeben.

Dem Forrer-Stammbaum könnte weiter nachgegangen werden. Hier sei lediglich noch erwähnt, dass sowohl in männlicher als auch in weiblicher, angeheirateter Abfolge noch manche Ärzte verzeichnet sind. Über acht Generationen hinweg weist das Geschlecht der Forrer eine ununterbrochene Reihe von Medizinern auf. Aus dem Familienbesitz in Wildhaus wurde allmählich eine Pension und im 20. Jahrhundert das Hotel Acker.

Quellen

HANS BÜCHLER: Das Toggenburg. Niggli-Verlag, Sulgen 1992.

WALTER GROB: Historisches aus Medizin und Hygiene. In: Toggenburger Kalender 1947.

Werner HOFER: Medizinisches aus alter Zeit. In: Ebnat-Kappler Mosaik 1992.

THEODOR KAPPELER: «De Tokter Brägger». In: Toggenburgerblätter für Heimatkunde 1976.

J. J. MAAG, Med Doct.: Der Rosengarten bey Lichtensteig. St. Gallen 1843.

Jubiläumsschrift: 800 Jahre St. Peterzell (1978).

OTTO MEYER, Dr. med.: Die ehemalige Heilanstalt im Rosengarten. In: Toggenburger Heimat-Jahrbuch 1955.

OTTO MEYER, Dr. med.: Die Ärztefamilie Forrer in Wildhaus. In: Toggenburger Heimat-Jahrbuch 1959.

Neuer St. Galler Kalender auf das Jahr 1854, Herkunft und Leben des Aubodendoktors. Verlag A. Looser, Ebnat.

Neuer St. Galler Kalender auf das Jahr 1855, Der Loreto-Doktor Johann Baumgartner. Verlag A. Looser, Ebnat.

JOHANN HEINRICH OBERTEUFFER: Beschreibung der Heilanstalten im oberen Rosengarten. Wattwil 1831.

Toggenburger Nachrichten, Ebnat-Kappel, Gerichtsbericht vom 22. 7. 1893.

G. A. WEHRLI: Stallufttherapie im 19. Jahrhundert. In: Schweizer Rundschau für Medizin 16/1928.

ALFRED ZELLWEGER: 800-Jahrfeier in St. Peterzell. Toggenburger Annalen 1979.